Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 26 (1923-1924)
Heft: 5

Artikel: Schweizerische Erzähler
Autor: Rychner, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748360

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

présente? Si les souverainetés nationales sont encore intactes (c'est-à-dire absolues), comment expliquer les articles 11, 12, 13, 15 et 16 qui enlèvent aux Etats le droit de faire la guerre sans observer un délai de neuf mois et sans recourir à l'arbitrage ou à l'avis du Conseil? Comment surtout expliquer ce fameux article 10 où je souligne quatre mots:

« Les Membres de la Société *s'engagent* à respecter et à *maintenir* contre toute agression extérieure l'intégrité territoriale et l'indépendance politique présente de tous les Membres de la Société. En cas d'agression, de menace ou de danger d'agression, le *Conseil* avise aux moyens d'assurer l'exécution de cette *obligation.* »

Je sais qu'on me répondra: c'est par un acte de souveraineté que les Etats ont adhéré au Pacte et qu'ils peuvent également s'en retirer.

La réfutation de cet argument nous permettra d'aller jusqu'au fond du problème, en expliquant certaines manifestations de la dernière Assemblée.

LAUSANNE E. BOVET

SCHWEIZERISCHE ERZÄHLER

Was gibt es Neues, Unerhörtes von schweizerischen Künstlern der Prosa? Um es vorwegzunehmen: die Luft ist dieses Jahr nicht übermäßig mit Elektrizität und Neugier geladen, die größten Sensationen werden in dieser Zeit ohnehin nicht von Büchern ausgehen. Es ist nicht die Schuld der Dichter, wenn man ihnen zu Zeiten nur mit einem halben Ohr zuhören kann, weil auf dem größten Theater eine Tragödie in Szene geht, deren unselige Grauenhaftigkeit bloß den Larven keine Erschütterung abnötigt. Und doch — ließe sich die « süße freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens » überhaupt noch vorstellen und aushalten, wenn es nicht Bezirke gäbe, deren Abhängigkeit von der Zeit nicht so schmerzlich spürbar ist wie die Ereignisse, an denen teilzuhaben wir gezwungen sind? Ist es nicht doppelte Pflicht, in der Welt der Gedanken fromme Ausschau zu halten, da wir doch von Nietzsche her wissen sollen, dass Gedanken, die auf Taubenfüßen kommen, unsere leiderfüllte Welt erobern werden? —

In leisem Aufmarsch stellen sich die Bücher der schweizer Dichter ein. Es gibt um diese Zeit kein großes literarisches Trara, der Schillerpreis ist längst zugeteilt, der Gottfried Keller-Preis wird erst nächstes Jahr wieder aller Augen auf sich warten lassen. In Paris knattert es vor Weihnachten gewaltig, ein paar Vorstände von Literatur-Stiftungen versammeln sich, beschließen, wer Talent

habe, verleihen dem als Talent Durchschauten etliche tausend Franken, was zur Folge hat, dass dessen dekoriertes Buch automatisch von Auflage zu Auflage hüpft. Wir sind immerhin glücklich, neue Werke von zwei durch Preise ausgezeichneten Autoren anzeigen zu dürfen: Jakob Bossharts Novellenband *Neben der Heerstraße*[1]) und Jakob Schaffners Roman *Das Wunderbare.*[2]) Der Sechziger, der zwischen vierzig und fünfzig, und ihnen reiht sich der am Beginn der Dreißigerjahre stehende Alfred Fankhauser an mit dem Roman *Vorfrühling.*[3]) Und die Generation zwischen zwanzig und dreißig? Sie schweigt. Gab ihr kein Gott zu sagen, was sie leidet? So rebelliere sie gegen den Gott, der sie mit Stummheit schlug! Oder lässt sie sich einfach von den Älteren in die Dichtung aufnehmen? Jakob Bosshart verfolgt in seiner Novelle *Josua Grübler* das Schicksal eines Studenten. Es ist allerdings ein verbummelter Student, so einer mit des Gedankens Blässe an der Stirn, träumerisch und ohne den inneren Schwung zur Tat. Statt in den Hörsälen und auf der Anatomie mit heißem Bemühn die Medizin durchaus zu studieren, sucht er auf einsamer Bude « einen Heilsweg » für die Menschheit. Ist das nicht die große berauschende Idee der letzten Jahre gewesen, von den Jungen gierig ergriffen und mit gläubigen, ungeschickten Händen hin- und hergewendet, die Idee vom « Heilsweg »? Von Platon bis Bergson sucht Josua nach dem Zauberwort, er übersieht es bei dem Größten der Sucher, der es fand und es seinen Schatzgräber finden lässt, das Rezept von « Tages Arbeit » und « sauren Wochen »... Nun, Bosshart lässt ihn seinen Weg zur selben Erkenntnis finden, auch er lenkt den in Nebel Geratenen auf den rechten Pfad; die pädagogischen Hilfen nimmt das Leben selber in die Hand. Nicht ohne Absichtlichkeit stellt er seinem jugendlichen Utopisten ein Stück feste Erde unter die Füße. Nicht mit « ängstlicher Beschwörung » wird dieser es mehr versuchen, da er sich der simplen Realität gegenüber so gottgeschlagen hilflos sieht. Als er die Sommerferien in seinem heimatlichen Bergdorf zubringt, erkrankt ein Mann. Blinddarmentzündung oder Darmverschlingung. Der nächste Arzt ist stundenfern. Man ruft den Medizinstudenten Josua Grübler, an ihm hängt aller Glaube des Kranken und seiner Familie, des ganzen Dorfes. Er muss sie enttäuschen, er kann nicht helfen, nur sich anklagen: wenn du fleißig studiert hättest, könntest du ein Menschenleben retten! Der Kranke stirbt; in Josua aber lebt der heilige Wille auf, in der Durchseelung der täglichen Pflicht den Weg zu finden, der ihn zur Heilkunst und viele, wenn auch nicht gleich die Menschheit, durch ihn zum Heile führt.

War in Josua zu Beginn ein jugendlich ungeordnetes Traumchaos ohne richtunggebende Idee, so stellt ihm Bosshart einen anderen Jüngling gegenüber, der im verbohrt geradlinigen Verfolgen einer Idee sich bis zu den äußersten Konsequenzen verrennt: der Friedensapostel wird er geheißen. Er nimmt während des Weltkrieges, umgestürzt von Berichten, die andern bloße Sensation bedeuten, alle Beschwernisse eines Pazifisten auf sich, er lässt sich von

---

[1]) Grethlein-Verlag, Zürich, Leipzig, 1923.

[2]) Union deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin, Leipzig, 1923.

[3]) Grethlein-Verlag 1923.

einem einzigen Gedanken besessen sein, verliert im Taumel seiner erfolgreichen Volksreden alle Selbstkontrolle und lässt sich den Revolver in die Hand drücken, um damit seinen feurigen Friedenswillen nachdrücklich zum Ausdruck zu bringen. Was zuerst edle Leidenschaft war, wird in Momenten verminderter Zurechnungsfähigkeit zur grausamen Karikatur derselben, da dem Träger die rationale Führung entglitt. Auch bei diesem Helden siegt nicht seine Individualität, sondern die Norm; er stellt sich dem Gericht. Das ist Bossharts « Realismus », dass er den himmlischen Mächten die irdischen entgegenstellt, welche den Armen schuldig werden lassen, dass er vom sittlichen Gesetz aus als Moralist seine Gestalten am Leitseil behält.

Mag das von Jüngeren alte Schule genannt werden, so füge ich hinzu: es ist gute alte Schule. Möge man nicht vom Feigenbaum Datteln heischen, sondern miterleben, wie der Professor Bosshart auch als Dichter seine Figuren mit väterlichem Wohlwollen in eine strenge Schule nimmt und zur Reife führt, zu einem Ideal tätigen vernünftigen Mannestums, wie es Gottfried Keller nicht besser fordern konnte.

Und somit ist der Name ausgesprochen, den Jakob Schaffner zu oft von den kritischen Literaturanwälten im Munde geführt weiß. Die Sätze aus seinem hier erschienenen Aufsatz seien wiederholt: « Wir kommen in zunehmendem Maße davon ab, Menschen ‚bilden', sie zu irgendetwas ‚erziehen' zu wollen. Höchstens sehen wir ihre Befreiung — vom Stil! — als Aussicht. Das Milieu, in dem sich unsere Figuren letzten Endes bewegen, ist daher nicht das bürgerliche Ideal, kein Moralmenuett, keine pädagogische Quadrille, sondern die Unendlichkeit, das Unbegrenzte, das Gegenteil vom Ornamentalen: das Unfassbare, Geheimnisvolle. *Das Wunderbare.* Das seelische Freilicht ... Das Abenteuer der Seele lockt und fängt uns. » Da war es zum erstenmal ausgesprochen, von hier aus kam sein Roman *Das Wunderbare* zu seinem Namen. Und um die Befreiung gegen die härtesten Widerstände durchzusetzen, wählte Schaffner die fesselmäßigsten Lebensformen: seine Erzählung spielt in Adelskreisen. Hier ist der Lebensausdruck am prägnantesten « Stil » geworden und darüber hinaus Formel. Und aus diesem Stil führt er seine Hauptgestalten in das « seelische Freilicht », in das Leben, das ihrer Seele, der Tradition entbunden, zukommt. Ohne theoretische Auseinandersetzungen geht es nicht ab, Schaffner verwendet mit ostentativer Liebe den ja schon goethischen Kunsttrick, eine Gesellschaft die Fragen um letzte Dinge diskutieren zu lassen; so über die ideale Forderung des kategorischen Imperativs, die Religion, den persönlichen Gott, die Freiheit. Wahrlich, es sind der Menschheit große Gegenstände! Der Dichter identifiziert sich zu Zeiten mit der Hauptgestalt, dem jungen Doktor zweier Fakultäten Tribius, den er zu philosophischen Resultaten gelangen lässt, die das Leben nicht zu bestätigen sich ein Vergnügen macht. Denn in einer schweren Krankheit bestellt der Philosoph sein geistiges Testament, in sieben Punkten: « Es ist unmöglich für den Menschen, irgendeine Freiheit zu erlangen, und zwar aus folgenden Gründen: Schon unsere Erfahrung krankt daran, dass unsere Wahrnehmungsorgane beschränkt und unvollkommen sind. Gefälschte und unzureichende Wahrnehmungen bauen in unserem Geist eine unrichtige und darum schmerzvolle Vorstellung auf. Die daraus gewonnene

Erkenntnis vollends zerreißt die Welt in zwei unversöhnliche Teile: Materie und Geist. Für diesen Widerspruch, den Vater alles Leides, gibt es keine Hilfe... Es gibt vielleicht *eine* Hilfe für uns: das *Wunder*. Aber das Wunder ist unmöglich, sonst wäre es kein Wunder.»

Soweit gelangt der Denker anhand seiner Logik, bis ihm das Leben beibringt, dass es das Wunder gebe, da dieses sonst wohl kaum in der Sprache sich einen Begriff erobert hätte. Nenne man das Wunder Schicksal, das Schicksal, welches den etwas lebensfremden Doktor in rätselvolle Beziehungen zu Menschen verflicht, zu einer geliebten Frau, einem Freund, seiner Mutter, gleichzeitig den Freund zur Mutter, zur Braut, kurz in allen Spielformen. Und das Wunder soll nicht mehr eine magische Überbrückung des Zwiespaltes Materie—Geist sein, sondern der Aufbruch der Seele nach allen ihren latenten Fähigkeiten, zu allen ihr möglichen Abenteuern nach den Gesetzen, wonach sie angetreten. Und so geraten den beteiligten Figuren keine seelischen Bindungen, nur die Erfüllung als gesonderte Individuen. Jede Gestalt ist zu ausgeprägtes Sonderwesen, um in einer Zweiheit dasselbe zu sein wie allein, so lösen sich auch alle auf Anziehung, Sympathie und Liebe begründeten Wechselbeziehungen unter verwundenden Kämpfen. Einige Menschen zusammen erzeugen ein Drittes, Überpersönliches, eine geistige Schwingung um sie, einen mit magnetischen Kräften geladenen Raum, eine eigene Atmosphäre. «Du ziehst frisch und fröhlich aus wie Siegfried, vertraust auf die Vernunft und strebst auf die Freiheit zu: und unvermutet stehst du mitten in der tragischen Atmosphäre», sagt bei Schaffner irgendwer. Diese tragische Atmosphäre entsteht um die Menschen dieses Romanes, wo zwei zusammen sind, sie ist schuld, dass sie sich entzweien müssen, denn die Gesetzmäßigkeit ihrer Leben ist zusehr auf Einzigartigkeit angelegt, als dass im Zusammenklang eine gelöste und verbindende Harmonie sich ergäbe. Da hilft selbst die Liebe nicht darüber hinweg, da doch die Natur in einen geliebten Menschen die Unfähigkeit zur letzten selbstentäußerten Hingabe legen kann, wie in Hilde von Oppen, die vor den eigenen Rätseln in Mutlosigkeit niederbricht, ihre Familie verlässt und doch ewig heimatlos bleiben muss; nicht die mütterliche Liebe hilft, da sie dem Sohn entfremdet, was ihm das Teuerste ist, da die Mutter von Tribius in ihrem Blut selbst von religiösen Dogmen befangen und doch wieder in seltsamer Gefühlsmystik sich als Schicksalsvollstreckerin eines toten Freundes wähnt; es ist das Wunderbare, das diese Menschen zueinanderbringt, dann zwischen sie tritt, sie nicht aus ihrer Ichbefangenheit erlöst, und sie doch so weit führt und leitet, bis sie «Gott schauen».

Man wird in diesem Roman mit bisher gewohnter Kausalitätsrechnerei nichts herauskriegen; Schaffner gibt eine Atmosphäre, worin alle Rationalismen in Stummheit versagen: das Unbegreifliche im Leben wird nicht vom Erzähler fadenscheinig «logisch begründet» und so dem plattesten Verstehen preisgegeben. Vierhundert Seiten entlang ringt der junge Tribius um die Seele derer, die er liebt — sie entgleitet ihm, beide werden sich ewig nur Fernfreunde bleiben können. Warum? Soll ein blöder Kritikerverstand da Gründe und Tatsachen suchen, wo der Dichter souverän das Wunderbare als ungeheuren Schatten aufwirft? Nein. Tribius und Hilde werden zu den beiden «Haupt-

wesenheiten allen fühlenden Lebens geführt, zu Edelmut und Großherzigkeit». Das Wunder vollzieht sich an ihnen, da sie von sich abzusehen anfangen, um die seligsten Kräfte ihres Gemütes in stillen Dienst für andere zu stellen. —

Liegt es in der Luft, in der Zeit? Auch Alfred Fankhauser beschwört das Wunder: « Im Zusammenklang wird die Natur erlöst und blüht in wunderlichen Gebilden auf und gleicht einem seltenen und reinen Akkord in einem Satz voller Disharmonien. Da ist die seltsame Summe der sinnlosen Begebenheiten: der Sinn. Das Unerwartete im Banalen. Das Wunder. » Und wo wäre das Suchen danach mit so reichen Funden belohnt wie in der frühen Jugend, wo vor lauter Traum eine Realität noch kaum besteht, die erst in langen schmerzlichen Kämpfen sich die Kindesseele erobert! Wie schwer hat es der kleine Peter Bucher, dessen Aufwachsen Fankhauser erzählt, da er als sensibler bäurischer Sonderling die Einstellung mit dem geringsten Widerstand zur Umwelt nicht findet, da er vor den Kameraden Schwäche in Trotz wandelt, Sehnsucht in hochmütige Abwehr, und gezwungen ist, die drückenden Niederlagen im Traum gesteigert nochmals zu erleiden. Das Verhältnis des Buben zu den Erwachsenen, zu Eltern und Lehrer, lässt Fankhauser nur in Andeutungen hereinspielen. Sind nicht alle großen Begebenheiten der Seele schon dem Kind in die Augen geschrieben? Wird Peter Bucher später sich die Fähigkeit erwahren, eine so leidenschaftliche Tragödie nochmals zu erleben wie den Kampf um die freundschaftliche Zuneigung des bewunderten Sebulon? Jahrelang ringt er um den Freund, und jeder « fühlt den Zwang, den andern zu erniedrigen ». Diesen Buben wohnt ein verzehrender Drang inne, sich Achtung zu verschaffen, Geltung zu erraffen, Führerinstinkte, Herrschertrieb, dumpfe Bewunderungssucht und Herdenhingabe — alles das sind die treibenden Kräfte, ganz wie im « späteren Leben », nur auf einer anderen Ebene. Wie ist doch diese ganze Schulklasse darauf erpicht, den andersgearteten, überlegenen Peter Bucher zu demütigen! Sie spüren in aller Dumpfheit ein gefährlich fremdes Wesen; wochenlang spricht keiner ein Wort mit ihm. Mit allen Geißeln des Plebejerhohnes fitzen sie seinen gekränkten Stolz, seine heimliche Angst. Und alle lassen es sich etwas kosten, das Leben schwer und unfroh hinzunehmen; lachen können sie eigentlich bloß noch, wenn ein anderer in die Tinte fliegt. O dieses Bauernvolk mit dem Bleidach über der Seele! Ein Wunder ist ihnen der Russe Jahn, der Bezauberer, bei seinem kurzen Aufenthalt im Dorf. « Alle aber, und mich vor allen, befreite seine Fröhlichkeit von dem ewigen Fluch, der uns eingepflanzt ist von Ureltern an, von dem Fluch, der in des Lebens Arbeit eine Mühsal sieht ... Jahn wagte, jeden Tag zu lachen. Was uns niederdrückte und uns einen harten Stempel aufdrückte, ihn erhob es. Und wir, die den Scherz insgeheim fürchten wie die Sünde, wir sahen, wie die leichten Glieder des Fremdlings ohne Mühe taten, was uns Seufzer und Müdigkeit kostete. »

In Fankhausers Roman sind neue Gebiete der Jugendseele in Gestalt gegossen; es ist hier nichts von jener in aller Phantastik doch nachgerade in der Dichtung fad wie Limonade wirkenden ewigselben Räuberromantik, keine ebenso billigen wie immer wieder wirksamen Sentimentalitäten. Diese kleinen Kerle sind in keinem Moment kindisch, wie ja eigentlich bloß die Trottelchen

aller Alterstufen kindisch tun, und sind geradesowenig dreizehnjährige Großonkels. Es sind junge aber volle Menschenkinder, die sich lieben und hassen und bewundern und an die Wand drücken, die schon alle Leiden kennen, ratlos in die Welt staunen und wie die Natur nicht wissen, wer sie sind. « Ich wusste, wer ich nicht sei, » sagt Peter Bucher am Ende seiner sechzehn Jahre, « doch wer ich sei, das wusste ich je länger desto weniger. » —

*

Wer innerhalb kurzer Zeit etliche Romane herausgab, das ist Gustav Renker. Und wiederum schenkt er uns einen: *Der Herold des Todes, Ein phantastischer Roman.*[1]) So heißt er. Da wird frisch und flott eine rechte Moritatengeschichte erzählt; unrecht wäre es, die geschickte Hand des Verfassers zu leugnen, die er sicherlich in kurzer Frist zum Fäustchen ballen darf, um sich eins hineinzulachen. Denn es ist vieles gegen nichts zu wetten, dass diese Historia aufs Filmband kommt. Da ist erstens ein Held. Und zweitens lastet auf ihm ein Fluch: wo er hinkommt, ist jener mit Stundenglas und Hippe auch schon da. Als Bub spaziert er mit einem artigen Mägdelein: sie überraschen einen Kameraden, der ein Murmeltier tötet, später noch eine Fledermaus. Dann studiert Johannes Widmer — wie kann man so heißen, da doch Dr. J. W. in Genf sich noch rüstiger Tätigkeit als Zehnzeilenwinckelmann erfreut! — in Bern, spaziert, und gleich wird ein Hund überkarrt. Er verlobt sich, der Braut fliegt der Steinschlag direkt an den Kopf. Er begibt sich nach Venedig, will mit der schönen Esther allerlei Erfreuliches treiben: aus der Gondel wird sie vom eifersüchtigen Leutnant ins tiefe Wasser gestürzt. Dann kommt Widmer noch in den Krieg; durch seine Gegenwart bestärkt sterben noch mehr als sonst. Nachdem er sich dann verheiratet hat, gelingt ihm schließlich der eigene Tod (Lawine) und der seiner Frau.

Das sind so die großen Momente dieses Lebens. Wie sprechen die Menschen im fraglichen Buche? Ein von Johannes Widmer hingerissenes Mädchen so: « Und doch — ein heißes Flackern trat in ihre Augen — doch möchte ich manchmal so gerne aus dem Mauerwerk hinaus, möchte den Wald sehen, — nein, nicht sehen, erleben. Das wird wohl das rechte Wort sein. Den Wald und seine stillen Wunder, die großen Berge am Horizont, möchte sprechen über dies mit jemandem, dem dies auch so heilig und schön ist. »

Wenn es um Seelisches gehen sollte, kommt solches Kunstgewerbe zutage. Aber wie gesagt: Renker hat gewisse technische Fertigkeiten los, ist um grelle Anekdotik nicht verlegen, verfügt über Schmiss und jene Gerissenheiten einfacher Temperamente, die stets ziehen. Aber nicht hinan.

*

Mit dem Humor hält es Robert Jakob Lang. Sein Roman *Heimkehr*[2]) ist mit leicht betrübter Lustigkeit geschrieben; « die kleine Stadt » könnte er beispielsweise auch heißen. Eine hübsche, lebensdurstige Witwe kehrt in das

---

[1]) Grethlein, Zürich und Leipzig, 1923.

[2]) Philipp Reclam jun. Leipzig, 1923.

Nest zu ihren Eltern zurück, ihr Mann ist nach zweijähriger Ehe im Krieg gefallen. Sie hat einen Schnauf Großstadtluft getan und muss nun die schönsten Träume einsargen. Der Vater ist dumm und tyrannisch. «Man kann die Erziehung seiner Kinder nicht genug in den kleinsten Dingen anbringen, war eine seiner Maximen. Er kannte den einzelnen Geschmack und wirkte ausgleichend. Wer die Suppe nicht liebte, bekam einen glatten Teller voll. Wer den Braten bevorzugte, der musste sich mit einem dünnsten Riemchen begnügen.» So ist er; die Mutter hat das Augenwasser immer zuvorderst, die Schwestern altjüngferlen bereits ein wenig. Die Nachbarn sind frech, zudringlich, liebedienerisch; nur ein alter Arzt, Ehre diesen Perlen! bringt einen rauhen Zynismus wundervoll zur Geltung. Er ist der einzige, der den ganzen frère-et-cochon-Schwindel mit diesen Herren Gemeindepräsident, Großrat und Prokurist nicht mitmacht, sondern inmitten des hirnverkalkten Getues in den Bart murmelt, was Götz am Fenster munter brüllte. In solcher Atmosphäre, stinkend beengt wie eine monatlang ungelüftete Stube, geht die liebenswürdige Melanie zugrunde. Sie hat die Kraft zur Flucht nicht mehr, die Verhältnisse sind stärker, sie muss sich in die Gewöhnlichkeit einfügen. So schenkt sie dem Prokuristen Knapp, dem von Gott mit Dumpfheit geschlagenen aber anständigen Tropf, eben doch ihre Hand. Das gibt sich so: «Prokurist Knapp dachte, dass jetzt oder nie die Gelegenheit sei. Gelegenheiten sind nicht immer bequem. Er fühlte das deutlich. Diese Gelegenheit kam ihm vor wie ein Riegel vor seiner Weisheit. Er knüpfte hastig und unablässig seinen Rock auf und zu.» Und wenn das nicht Alice Behrend geschrieben haben könnte, will ich Robert Jakob Lang heißen! Nicht nur diese Stelle! Warum denn mit einem fremden Schnabel klappern, wenn man etwas eigenes, gutes zu sagen hat?

*

Robert Fæsi gibt seine Novelle *Der König von Ste. Pélagie* als zierliches Kleinoktav-Bändchen heraus.[1]) Und so ist die ganze Erzählung von einem heiteren Reiz, leicht und künstlerisch wohl ausbalanciert. Swan, der Oberst, ist seit zwanzig Jahren im Schuldgefängnis Ste. Pélagie heimatzuständig, ein wundervoller Grandseigneur unter den verkrachten Existenzen. Mit Erdbeeren reibt er sich allmorgendlich ein, darauf empfängt er, schwatzt er, bezaubert er ganz Paris. Ein unglaublicher Charmeur ist dieser von jeglicher Moral uneingeengte Lebensequilibrist; ein anderer kriegt zehn graue Haare, wenn er einen Mantel nicht gleich zahlen kann, Swan hat, seiner Verpflichtungen bewusst, gleich ein paar Millionen Schulden sich zusammenläppern lassen. Nirgends ist ihm wohler als im Schuldgefängnis, da wird er als Heros gefeiert, der sein Unglück mit Lächeln trägt, da ist er generös, liebenswürdig-gemein, von hier aus beherrscht er die Salongespräche der Stadt. Bis des Geschickes Mächte ... Also: eine russische Gräfin liebt ihn und will ihn sich erobern. Bei einem Souper — sie ist dabei, Allard, sein Freund, und Marion, der Herzkäfer von der Oper — erklärt sie: Swan ist frei, ich habe ihn losgekauft. Das erträgt Swan nicht; dieser Eingriff in sein kunstvoll arran-

[1]) Bei Haessel, Leipzig 1924. Bd. 5 der Haessel-Reihe.

giertes Leben, diese Zuweisung einer neuen Rolle, da er die alte bis zur schlechthinigsten Meisterschaft beherrschte — nein! Er haut der Gräfin eine Ohrfeige, so außer sich gerät er; sie ersticht sich flugs. In der öffentlichen Meinung ist er gerichtet, das begreift man nicht und verzeiht es infolgedessen nicht. Allard, sein Freund, zeigt sich als infamer Tropf, lästert ihn, höhnt ihn und wirft ihn vor die Türe. Marion, der Herzkäfer von der Oper, ihm in seiner Glanzzeit immerdar erbötig, ist ebenfalls ein trauriges Geschöpf dem Unglücklichen gegenüber; sie nennt ihn Popanz und wirft ihn vor die Türe. Armer Swan! Gebrochen, mit geknickter Lebenszuversicht, will er heimfinden: er sucht seine Familie auf, die er einst seelengetrost verlassen hatte: seine Frau setzt ihn erst recht an die Luft. Wer schenkt dem heruntergekommenen König noch ein paar gute Stunden? Der Wein. Von Taverne zu Taverne wankt er, versetzt die Kleider, sehnsüchtig zerfressen vom Wunsch, wieder nach Ste. Pélagie, seinem verlorenen Reich, zu gelangen. Und schließlich macht er sich auf, in einer Winternacht, vor dem Tore zusammenbrechend. Jean, sein Diener von damals, findet den Sterbenden am Morgen. « Da packte den Diener ein solches Entsetzen, dass er zurücksprang, die schwere Tür donnernd zustieß und den einstigen König vor seines Schlosses Mauern verröcheln ließ. »

So ist dieses Königs Glück und Ende. Fæsi, dessen Freude an der Fabel aus jeder Seite strahlt, hat diese nicht durch übermäßigen psychologischen Ballast beschwert, die Personen sind nicht in moderne Problematiker umgewandelt, sondern jene stileinheitlichen, mustergültig leichtsinnigen Geschöpfe, wie sie die Erde beim Niedergang des ersten Kaiserreichs noch trug. Aber über der Anmut der Gestalten sei die Anmut der künstlerischen Gestaltung nicht vergessen. Darf man von Fæsi einen Roman erwarten, worin er noch mehr gibt, als man von ihm erwartet?

*

Ist den Frauen das Stimmrecht noch vorenthalten, so wissen sie doch ihre Stimme im Chor neuerer Dichtung zu Gehör und Geltung zu bringen. In der Sammlung *Die stille Stunde*[1]) sind zwei Bändchen kleiner Erzählungen erschienen. Olga Amberger ist ja bekannt, ihr Büchlein heißt *Die Bandverkäuferin*. In sechs kleinen Geschichten sind allerlei Stimmungen eingefangen, das äußere Geschehen erscheint fast verwischt. Während die Titelnovelle mit allen Stiltricks nicht dazu gebracht werden konnte, über irgendwelche mittleren Erzählungen hervorzuragen, nein, sicher nicht: Die Großmutter stirbt am Weihnachtstag und hätte so gern noch an der Feier im Gemeindehaus teilgehabt, und Hans kriegt seine Grete schlicht und ohne weiteren Zwischenfall, während das und noch einiges problematisch genannt werden kann, ist die Novellette *Die Malerin* psychologisch überraschend und gekonnt. Die jugendliche Malerin liebt ihren alternden Lehrer — und er wagt nicht mehr, sie und sich zu beglücken; gesellschaftliche und Herzenshemmnisse

[1]) Verlag Orell Füssli, Zürich.

und Angst vor dem Ausgang lähmen ihn, kränken sie; mit verächtlichem Achselzucken wendet sie sich von dem Cunctator der Liebe weg. «Ich verstand es auf einmal in wildem Rachetriumph: Jetzt ist er auch unerträglich allein!» — Man lässt sich durch diese mit seelischem Gehalt belebte Skizze freudig entschädigen für Versuche, wo der Leser das Gefühl nicht losbringt, die Verfasserin lasse sich von den eigenen artistischen Funken blenden und sehe nicht mehr so ganz deutlich, wo sie und die Novellen hinauswollen.

Eine überaus wache Sensibilität für die Seltsamkeiten der Gewöhnlichkeit pflegt Katharina Fries. Ihr kleines Buch heißt *Seltsamer Abend;* ein Prosastück darin beginnt: «Die Straßenbahn fährt daher, nicht wie sonst. Ihre Scheiben sind merkwürdig groß, mit allen möglichen Spiegelungen, und die Leute dahinter wie in einer Zauberkiste». Es ist manchmal, als ob ein Kind erwache, dem alles noch fremd und unwahrscheinlich vorkommt, und das in einer Sprache, die ihm Robert Walser vorgesprochen, sein Erstaunen kundtut. Doch die einfachen Perspektiven sind zuweilen von großem Raffinement bei diesen Erlebnissen, die eher die Nerven als das Herz in Anteilschaft ziehen, da sie wohl auch dort ihren Ursprung nahmen. Oder nicht? Dann Entschuldigung. Solche Stellen können einen verleiten: „Ich stehe in meiner Kammer steil über der Straße und sehe immer noch die Frauen, wie auf Glas gemalt, höre die Vögel schmerzlich scharf. Und es lässt mir keine Ruhe, immer wieder muss ich denken, ob er wohl die Katze quält und ob sie schreien muss».

Wir gingen aus vom Wunderbaren und landen nun beim Seltsamen. Ein starker Wille nach Neuem lebt. Neue Schächte des Empfindens sollen aufgerissen werden, die traditionellen Formen müssen sich feindelig bohrenden Kritizismus gefallen lassen. Und einer ging hin und zauberte ein Zukunftsbild vor die staunende Menschheit. J. Vetsch, vulgo Mundus, ist es, der *Die Sonnenstadt* schrieb.[1]) Es ist ein Buch, das man ohne ein gerührtes Gefühl nicht lesen kann. Der Verfasser schildert Zürich anno 2100. Die Weltänderung ist da! Wir kennen uns nicht mehr. Alles ist herrlich! Überall Schönheit, Reinheit, Freiheit, Güte. Die ganze Welt *ein* Staat, alle sprechen *eine* Sprache — etwas wie Italienisch. Man arbeitet fünf Tage, fünf Stunden pro Tag. Alle haben komfortable Wohnungen und keine Geldsorgen. Die Liebe ist aufs vorzüglichste organisiert. Es gibt einen neuen Kalender, der Autor fügt ihn bei, kein Stein von heute bleibt auf dem anderen. Und was erleben die Menschen, es sei denn eitel Freude und Wonne? Nichts! Es gibt ja keine Wolken mehr, es gibt ja bloß noch Sonne. Sie wissen sich vor Glück nicht zu fassen, werden wie die Kinder und reden so. «‚Wie ist doch die Welt so schön und das Leben so süß!' Und ihr Haupt zu dem des Geliebten hinüberneigend, fährt sie noch langsamer und mit einem tiefen Blick in seine Augen, wobei die ihrigen sich umfloren, fort: ‚und die Liebe — so unergründlich!' Tränen stürzen ihr über die Wangen; sie erhebt sich schnell und eilt auf ihr Zimmer.»

---

[1]) Kommissionsverlag der Grütli-Buchhandlung, Zürich.

So leben sie alle Tage. Und wenn sie nicht Marlitt in den vielen freien Stunden läsen, könnten sie nicht so reden und fänden die Liebe noch unergründlicher. Vetschs Buch ist kaum ein Roman, es ist ein Programm. «Sie schwärmen!» Dieses Wort, das Posa erhielt, wurde dem Autor dutzendfältig zugerufen. Die Pressestimmen hat er in einer Broschüre gesammelt, die zu lesen recht amüsant ist. Daraus mag er ersehen, ob die Menschen in zweihundert Jahren schon so uniformen, lieblichen Geistes sind, wie er träumt. O Gott, die Welt ist aus den Fugen! Weh dass so viele, sie einzurenken, kamen!

MAX RYCHNER

GEDICHTBÜCHER

Sind, nach Goethes hübschem Wort, Gedichte „gemalte Fensterscheiben", so könnte man sie ganz nur würdigen, wenn man die betreffende Kirche — die Welt eines Dichters — für längere Zeit, besser noch zu verschiedener Zeit und bei verschiedenster Beleuchtung besuchte. Dem Referenten, dem oblag, in verhältnismäßig kurzer Zeit mit mehreren Kirchen und noch mehr Kapellen Bekanntschaft zu schließen, wird betrüblich bewusst, wie den im nachfolgenden besprochenen Büchern eine vollständigere Interpretation nicht zuteil werden durfte, dass ihm selbst nicht eine erschöpfende Aufzählung ihres Inhalts möglich war, diesen Ausführungen darum lediglich der Wert zukommt von Hinweisen auf das Vorhandensein dieser Bücher, und dass man Grund habe für das Dasein einiger von ihnen dankbar zu sein.

Ein Buch des Andenkens, der Trauer und der Verklärung hat Gustav Gamper seinen Freunden beschert.[1]) Was eines Vaters Schmerz um sein Kind sei, in dem er mehr als ein Teil seiner selbst, ein weit Höheres, nicht allein lieben, sondern auch verehren durfte, was überhaupt das „strahlende allmächtige Kind" in der menschlichen Gemeinschaft bedeute, welche Lücke es reißt, wenn es entschwindet, wird, wer es nicht weiß, hier vor dem Bilde Harolds erfahren. Gesagt sei auch gleich zu Anfang: Gustav Gamper hat sich uns früher nie in so reinem Sinn als Dichter offenbart.

Und das ist es, was wir von Harolds kurzem, nur die Dekade von 1910—1920 umfassenden Erdenlebens vernehmen: Ein Lieblichstes war seine Nähe dem Ältern, Liebe weckte er, Liebe ging von ihm aus. Die „Besäligung" die das „Frühlicht seines Lebens" verspendete ist uns aufbewahrt in Liedern, von denen zwei Proben wenigstens für sich sprechen mögen:

Holde Antwort spielt dein Mund
Deiner Wangen Rosengrund
Meiner stummen Frage zu.
Es beglückt ein Leuchten mich
Dein Geheimnis innerlich,
Schenkender du!

---

[1]) Gustav Gamper: *Zu Harolds Gedächtnis*, Offizin Hans Schatzmann, Horgen-Zürich.